

ziellen Geschäftsberichte zu geben (S. 327 f.), die nichts über den tatsächlichen Reingewinn, aber viel über die formale Erfüllung bilanzrechtlicher Anforderungen sagen.

Holtfrerich, der sich dem Kriegsende, der Besatzungsherrschaft und den Jahren des Wiederaufbaus widmet, beginnt mit einer spannend zu lesenden Aufzählung der persönlichen und geschäftlichen Kontinuitäten von den letzten Kriegsjahren bis in die 1950er Jahre. Durch die persönlichen Notizen der Vorstandsmitglieder und der in der Bank verbliebenen Mitarbeiter erfährt der Leser Details aus den letzten Kriegstagen im umkämpften Berlin und von den bereits 1943 entworfenen Szenarien für das Kriegsende und die erwartete Okkupation. Die Bank organisierte mit Kriegsende eine Art Notdienst, der vor allem durch eine starke Dezentralisierung und die – zufällige – Verteilung der Hauptfilialen in die drei westlichen Zonen gekennzeichnet war. Bei Holtfrerich erfährt man, daß die dezentrale Struktur der Bank de facto die Pläne der Amerikaner, Franzosen und Russen zur »Zerschlagung der Großbanken« vorwegnahm. Schon vor dem Kriegsende wurden die Weichen für die Wiederherstellung »normaler« Beziehungen zu Geschäftspartnern für die Zeit »danach« gestellt. Einen Moment des Schocks und der Besinnung scheint es für die Banker nicht gegeben zu haben. Sofort, fast stoisch, und emsig wie die Ameisen, denen ein großer Stiefel den Bau zertrat, begannen sie damit, ihren alten Einflußbereich in der deutschen Industrie und bei Projekten in Lateinamerika und der Türkei wiederaufzubauen.

Wer von dem Beitrag Büschgens über die Entwicklung der Bank seit 1957 die archivalische Fundierung mehr oder weniger offener Geheimnisse der Geschäftspolitik der Deutschen Bank erhofft, muß natürlich enttäuscht werden. Die knappe Darstellung zu den Themen Bankenmacht, Geschäfte mit Rußland und Südafrika, und zur internationalen Schuldenkrise beruht auf der Auswertung von Geschäftsberichten, Vorträgen und Interviews der Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder in der Presse. Das war angesichts der Aktualität des Beschriebenen auch nicht anders zu erwarten. Diese Themen werden im übrigen vor allem als Probleme der Selbstdarstellung der Bank aufgefaßt. Dafür liefert Büschgen auf fast hundert Seiten ein exzellentes Organigramm der Bank. Sein Beitrag richtet sich, sprachlich und inhaltlich, wohl eher an Bankbetriebswirte als an historisch Interessierte.

Insgesamt ist den Autoren und der Bank ein wirtschafts- und sozialhistorisch bedeutendes Werk gelungen. Die Deutsche Bank hat hier vor allem mit der Art, die wissenschaftliche Aufarbeitung ihrer Geschichte zu »riskieren«, eine Vorreiterrolle übernommen. Es bleibt zu wünschen, daß andere Banken folgen. *Monika Pohle Fraser, Florenz*

---

Merrit Roe Smith/Leo Marx (Hrsg.), *Does Technology Drive History? The Dilemma of Technological Determinism*, The MIT Press, Cambridge/Mass. etc. 1994, 280 S., Pb., 15,50 £.

Wenn das verfeinerte Endprodukt einer 1989 am »Massachusetts Institute for Technology« stattgefundenen Arbeitstagung innerhalb eines Jahres zwei Auflagen erfährt, müssen die Beiträge von Gewicht und breitem Interesse sein. Das ist unzweideutig der Fall. Zum einen setzt der Band einen deutlichen Kontrapunkt zur häufigen Perception von technologischem Fortschritt als einer quasi autonomen, unausweichlichen Entwicklung. In einer Zeit, in der Schlagwörter wie Globalisierung und technologische Innovation die Politik bestimmen und damit Diskussionen über Optionen in Wirtschaft und Gesellschaft von vornherein verengen, wirkt dies wohltuend aufklärend. Zum anderen beeindruckt die methodische Vielfalt der dreizehn Beiträge, die mit breitgestreuten Themen direkten Be-

zug auf die jüngste Methodendiskussion in der amerikanischen Geschichtswissenschaft nehmen und aufzeigen, daß Menschen, nicht Maschinen Geschichte machen.

Oder vielleicht doch umgekehrt? Robert L. Heilbroner, der schon 1967 zu diesem Thema einen Aufsatz publizierte, der hier ebenfalls abgedruckt ist, hält als einziger Autor dieses Sammelbandes an einer deterministischen Konzeption von technologischem Fortschritt fest. Aus seiner Sicht ist es heute wie damals offensichtlich, daß zwischen dem technologischen Stand und der sozialen Entwicklung einer Gesellschaft eine direkte Reziprozität besteht, beide sich gegenseitig bedingen und formen, wobei die Gesellschaft durch Anreize und Belohnungen die technologische Entwicklung dirigiert, während letztere wiederum prägend auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zurückwirkt. Daß in den westlichen Industriegesellschaften das Bewußtsein vorherrscht, technologische Innovation und technischer Fortschritt stellen einen autonomen Faktor im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß dar, kann nach Heilbroner gar nicht anders sein, denn aus seiner ökonomischen Sicht beeinflußt »Technik« die Kräfte des freien Marktes unmittelbar durch ständigen materiellen Wandel und Veränderung der Tauschwerte. Deshalb machen Maschinen insofern Geschichte, als diese die materiellen Lebensumstände der Menschen im Kapitalismus immer aufs neue verändern.

Tatsächlich bezweifelt keiner der anderen Autoren, daß technologische Innovation und angewandte Technik materielle und sozio-politische Veränderungen mit sich bringen. Bestritten wird jedoch, daß der technische Fortschritt autonomen Charakter hat, gesetzmäßig verläuft oder unausweichlich ist. Nach Thomas P. Hughes ist ein gewisses »technological momentum« zwar kaum anzuzweifeln, aber nicht unveränderbares Schicksal. Am Beispiel der amerikanischen Elektrizitätswirtschaft verweist er jedoch darauf, daß technologische Innovationen vielfach komplexe technische und bürokratische Systeme nach sich ziehen, die eine eigene, folgenreiche Dynamik entwickeln. Gesellschaftlich seien diese Systeme nicht leicht in den Griff zu bekommen, und zwar nicht zuletzt aufgrund des Eigeninteresses bzw. der technokratischen Denkmuster der in ihnen involvierten Personen. Deshalb lautet seine These, daß relativ neue Technologien gesellschaftlich leichter steuerbar seien als etablierte Systeme, die sich aufgrund verzweigter Interessenlagen und ausgedehnter Infrastrukturen zu einem eigenständigen gesellschaftlichen Faktor entwickelt hätten. Mit wirtschaftlicher Rationalität allein läßt sich die technologische Entwicklung daher kaum erklären. Das macht auch Richard W. Bulliet am Beispiel der alten Römer deutlich, die gemäß dem Maßstab wirtschaftlicher Effizienz ihnen bekanntes arabisches Know-how im Bereich des Transportwesens und des Schriftdrucks hätten übernehmen müssen. Warum dies nicht geschah, läßt sich seines Erachtens nicht anders als mit den damals existierenden Herrschaftsbeziehungen erklären. Daraus zieht er den logischen Schluß, daß die Adaptionsbereitschaft gegenüber neuen Technologien offenbar sozial bestimmt ist, der Technologietransfer gesellschaftlich von oben nach unten besser funktioniert als in umgekehrter Richtung. Nicht nur im Hinblick auf die Entwicklungsländer dürfte diese These zu denken geben!

Allerdings kann auch der pure Zufall die technisch-industrielle Entwicklung vorantreiben, wie Thomas J. Misa am Beispiel des Stahlindustriellen Andrew Carnegie nachweist. Durch den Ankauf großer Erzfelder, die Carnegie ursprünglich gar nicht wollte, verschaffte er seinem Konzern nicht nur eine führende Marktposition, sondern löste gleichzeitig auch eine Welle vertikaler Konzentrationsbewegungen in diesem Industriezweig aus. Wie Misa ausführt, wurden erst in der ordnenden Rückschau der Historiker aus Ignoranz und einem Zufallskauf industrietechnische Notwendigkeit und systemimmanente Rationalität. Sein Plädoyer für Mikrostudien und gegen Makrohistorie, die wenig quellennah häufig einer deterministischen Interpretation von technologischem Wandel huldigt, sowie die Forderung, kontextbezogen zu forschen und zu analysieren, prägt die Mehrheit der vorliegenden Beiträge. Ideen und Ideologie des technischen Fort-

schritts sollen als soziales Konstrukt seziert werden, an dessen Mythologisierung, wie aufgezeigt wird, nicht zuletzt die Historiker maßgeblich beteiligt waren und immer noch sind. So geht zum Beispiel die Technikverliebtheit der amerikanischen Gesellschaft nach Merrit Roe Smith auf eine lange historische Tradition technischer Fortschrittsgläubigkeit zurück, die sich im Zuge der Industrialisierung allerdings veränderte und entmoralisierte. Statt zu einer Gesellschaft »besserer Menschen« entwickelten sich die USA zu einer Gesellschaft mit immer besserer Technik. In dem kulturell tief verwurzelten idealisierten Bild von der Maschine, die das Leben der Menschen angeblich immer weiter verbessert, aber gleichzeitig auch jede andere technologische Alternative ausschließt, kommt nach Michael L. Smith der totalitäre Charakter der technischen Fortschrittsidee trefflich zum Ausdruck. Daß vor allem die Frauen, die selten Ingenieure, Entrepreneurs und Bankiers in führender Stellung sind, sozusagen entmündigt seien, macht Rosalind Williams klar und sie verweist, wie viele der Beiträge, auf den teleologischen Charakter der technischen Fortschrittsideologie. Was damit suggeriert werde, sei die Kontrolle des Menschen nicht nur über die Natur, sondern über sein Schicksal. Technologie und Technik würden als Problemlösungsstrategien gesehen, die den sozialen Fortschritt des Menschen garantieren, ihn zum Herrn seiner selbst machen.

Nach Leo Marx bricht jedoch die Postmoderne mit dieser ideologischen Erbschaft aus dem Zeitalter der Aufklärung, nicht zuletzt durch die Einsicht in die Beschränktheit des Wissens der Menschen und durch das Wissen um die Erblasten des technischen Fortschritts. »Objektives Wissen«, wie es die Aufklärung zur Erlösung der Menschen aus ihrer Unfreiheit postulierte, ist für die meisten der Autoren dieses Sammelbandes eine abgehalfterte Fiktion aus einer optimistischeren oder naiveren Vergangenheit. Was bleibt, ist der Kontext und die Einsicht, daß es keine übergreifenden, teleologischen Erklärungsmuster gibt, daß vielmehr erst die Menschen der Vergangenheit Sinn geben. Widerstreitende historische Interpretationen können folgerichtig nichts anderes als Debatten darüber sein, welche gesellschaftliche Gruppe über die Vergangenheit »herrscht«. Insofern ist die Entmythologisierung des technischen Fortschritts, wie es in diesem Sammelband geschieht, nicht nur ein Beitrag zur Emanzipation der Technikgeschichte vom Genre der Hofgeschichtsschreibung, sondern auch eine klare Aufforderung zu geschichtswissenschaftlicher Vielfalt und Relativität.

*Irmgard Steinisch, Toronto*

Mordechai Breuer/Michael Graetz, *Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Bd. 1: Tradition und Aufklärung 1600–1780. Hrsg. v. Michael Meyer unter Mitarbeit v. Michael Brenner, Verlag C. H. Beck, München 1995, 390 S., geb., 84 DM.

Michael Brenner/Stefi Jersch-Wenzel/Michael A. Meyer, *Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Bd. 2: Emanzipation und Akkulturation 1780–1871. Hrsg. v. Michael Meyer unter Mitarbeit von Michael Brenner, Verlag C. H. Beck, München 1996, 402 S., geb., 84 DM.

Es ist ein ehrgeiziges Werk, das im Auftrag des Leo Baeck Institutes unter Koordination des ehemaligen Direktors der New Yorker Niederlassung, Fred Grubel, entstanden ist. In vier Bänden soll eine umfassende Geschichte der deutschen Juden in der Neuzeit zur Darstellung gelangen. Im ersten Band, der die Zeit von 1600 bis 1780 behandelt, wird das Thema umsichtig angegangen: Zunächst erfolgt eine kurze Periodisierung der jüdischen Geschichte in Deutschland an Hand der strukturgeschichtlichen Prozesse, wel-